

Der Johanniter an Grenzen menschlichen Seins

Rittertagspredigt in Bonn am 27. April 2013 in der Kreuzkirche



Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommen wird. Amen.

Liebe Johannitergemeinde, Habetis Papam! "Ihr habt einen Papst!", möchten wir unsere Malteserbrüder beglückwünschen. Und Hand auf unsere Protestantenerherzen, ein klein wenig schlagen selbst diese höher bei diesem Bischof von Rom. Wenn unsere Katholische Schwesterkirche einen Jesuiten zum Papst wählt, ist auch in Zukunft alles möglich! Gleich zu Beginn seines Pontifikats ermutigte Papst Franciscus uns Christen, aus den Burgen des Selbstbezugs auszufahren an die "Hecken und Zäune", zu denen, die an die Peripherie der Gesellschaft, an die Grenze eigener Kraft und an den Rand unserer Herzen gedrängt wurden: zu den Heilung Suchenden, zu den Hungernden, zu den Häftlingen. Unseren ureigensten Ordensauftrag umriss Papst Franciscus damit. Unsere mittelalterlichen Johanniterväter in Jerusalem nahmen den Evangeliumsauftrag, an die Hecken und Zäune zu ziehen, wortwörtlich. Anstatt an der Jerusalemer Hospitalspforte zu warten, sandten sie Reitertrupps aus, die Kranken im palästinischen Lande draußen aufzuspüren und von der Peripherie nach Jerusalem zu holen. Grad so, wie der Evangelist Lukas es wollte (14,23): von den Landwegen und Umfriedigungen her. Aktiv an die Ränder gehende Diakonie war dies. Die Diakonie von Abenteurern an den Grenzen des Geregeltten und Abgesicherten. Der Ordenspatron, Johannes der Täufer, hatte selbst als Grenzwächter zwischen Wüste und Gesellschaft gewirkt. Auch heute sind wir als Orden gerufen, die aufzuspüren, die an die Ränder geworfen werden. Global und daheim wächst ihre Zahl. Wir sind gerufen, das Ausschwärmen an die Grenzen nicht zu scheuen. Wir sind gehalten, strategisch die Zukunft mitzugestalten, global und im Kleinen.

Der Predigttext verweist uns heute – und das entspricht unserem Ordensauftrag – im Besonderen auf den ganz kleinen Radius, auf den der Bettkante eines Kranken, dorthin, wo es oft einsam geworden ist, weil sich vermeintliche Freunde nicht mehr blicken lassen, dorthin, wo die Reichweite eines Menschen nur noch mit Armlänge zu messen ist. Ich lese aus Hiob 2:

Geschlagen mit bösaartigen Geschwüren von der Fußsohle bis zum Scheitel, nahm Hiob sich eine Scherbe, um sich

mit ihr zu schaben, während er mitten in der Asche saß. Als nun drei Freunde Hiobs von all (seinen) Unglücksschlägen hörten, machten sie sich auf den Weg. Sie verabredeten sich, miteinander hinauszugehen, um Hiob zu trösten. Als sie (näher kamen), vermochten sie ihn nicht mehr zu erkennen. Da fingen sie an zu weinen, zerrissen ein jeder sein Gewand und warfen Staub in die Luft, der auf ihre Köpfe herabfiel. Dann saßen sie bei ihm auf dem Erdboden sieben Tage und sieben Nächte lang, ohne dass einer auch nur ein Wort sprach.

Sprachlosigkeit. An den Grenzen menschlicher Existenz angekommen. Das älteste Johannitersiegel zeigt im Zentrum einen der vielen Hiobs als gewickelten Leprakranken, umgeben von den Gebeten der Brüder in gottesdienstlichem Raum. Unsere Johanniterväter rückten überlieferte Randfiguren in die Mitte, verneigten sich vor ihnen als den Sires, den Herren, weil sie in deren ausgezehrten Gesichtern Christus erkannten. Christus selbst wurde in einer Hospitalskirche in Burgund im 14. Jh. als Leprakranker dargestellt, denn wer sich zu einem Kranken aufmacht, besucht mich, sagt Christus in Matthäus 25,34-40, in seinem Vorausblick aufs Weltgericht. Die Kranken, die Hungerigen sind nach diesem Text Stellvertreter Christi – ein Titel, der sonst in luftigen Höhen kirchlicher Hierarchien gehandelt wird und dessen bekanntester Träger unter Michelangelos großartigem Gemälde von just Matthäus 25 immer wieder gewählt wird.

Wir haben es in unseren heutigen Pflegesystemen unter der Last des Kostendrucks schwer – auch in den Johannitereinrichtungen –, solch ein Ethos einzuholen, das den Heilung Suchenden als ganzen Menschen wahrnimmt, als Abbild Gottes und Stellvertreter Christi. Patienten moderner Kliniken meinen oft in der Aufnahme ihren Namen abzugeben, zur Fall-Nummer zu schrumpfen, zum Hals-und-Beinbruch auf Zimmer 37. Kostendruck droht Menschlichkeit wegzudrücken, das Gesicht, hinter dem Christus zu sehen ist. Wir haben in unserer Ordenstradition ein kostbares Ethos geerbt. Wer im Kranken seinen Herrn Christus entdeckt und ihn deshalb als Herrn anredet, serviert ihm das Essen in Silberschüsseln – wie in Malta wörtlich geschehen. Auf Malta errichtete der Orden das damals modernste Hospital, das selbst heutigen psychosomatischen Maßstäben gerecht würde. In großen und für die Zeit luftigen Sälen standen auf Marmorfußböden achthundert mit Leinen bezogene Betten, in denen – keineswegs selbstverständlich – nur je ein Kranker lag. Dieser durfte auf ein eigenes Nachtkästchen mit frischer Serviette neben seinem Bett zugreifen. In jedem Saal stand ein Altar, an dem zur Pflege des ganzen Menschen täglich Gottesdienst gefeiert wurde. Zwei Mal täglich visitierte ein Arzt, und Johanniterritter persönlich servierten das Essen in Silbergeschirr. Jeder Johannes-Ritter hatte

wöchentlich einen Tag lang im Hospital zu dienen; davon sich befreien zu lassen, vermochte er nicht. Und wenn er das Hospitalgebäude betrat, legte er vorher die Abzeichen seiner Würde ab – nicht der Patient –, um nur als pflegender Bruder in Erscheinung zu treten. Auch der Ordensmeister, der sich auf Bildern in königlicher Aufmachung malen ließ, legte im Hospital den Pomp ab. Herrgötter in Gold oder Weiß sollten keinen Platz finden. Hospitalier nannten sie sich, eine Vokabel, die auf menschliche Gastfreundschaft abhebt.

Angesichts der grandiosen Erfolge heutiger Medizin vergessen wir Gesunden abseits der Krankenhäuser gern manchmal die Grenzen, die der Medizin gesetzt sind, und die Menschen, die an diesen Grenzen dahinleiden und sterben. Dieses optimistische Verdrängen hat eine vierhundertjährige Tradition. Spätestens seit Francis Bacon (über)schätzen wir im Westen die Medizin – als scharfe Klinge, die Natur unserer Gewalt zu unterwerfen und Leiden uns vom Leibe zu halten. Aber das funktioniert in vielen Fällen nicht. Da hilft kein Verdrängen. Da hilft nur ein Sich-Aufmachen zu den Betroffenen – wie die Freunde Hiobs. Ein Sich-Aufmachen wie die grünen Damen in unseren Kliniken und andere Freiwillige, um dem überlasteten Klinikpersonal ein Stückweit an die Seite zu treten, zusammen mit ihm zu wirken. Die Freunde Hiobs machen sich miteinander auf, sprechen sich ab, heißt es. Medizinisch können die Freunde diesem Hiob nicht helfen. Mit einer Scherbe schabt er seine Schwären. Aber sie gehen los, setzten sich neben ihn in den Staub. Schweigend sind sie präsent. Als Freunde gegenwärtig. Mitweinend. Sieben Tage lang kein Wort. Und genau das ist richtig. Dieses schweigende, liebende Da-Sein bei Hiob. Denn sinnlos ist Hiobs Leiden, absurd. Da helfen keine Erklärungsversuche, keine billigen Trostsprüche, kein frommes Gerede.

Dass die Freunde Hiobs nach sieben Tagen dann doch mit dergleichen nicht zurückhalten können, wird als Fehler im Hiobbuch gebrandmarkt. Hiob platzt nach ihrem Gerede der Krage. Er protestiert gegen die simplen Erklärungen seiner Freunde (zum Beispiel dass er selbst schuld sei an seinem Leid; Hiob 4-31). Er beharrt darauf, dass Gott ihn ungerecht behandelt. Hiob denkt den ungeheuerlichen Gedanken, dass Gott aus menschlicher Perspektive ungerecht, unfair handeln könne. Dass Helles und Dunkles sich in diesem selben Gott vereinen könnten. Auch wenn er, Hiob, in der Jugend sündigte (13,26b), rechtfertigt dies nicht das Ausmaß seiner horrenden Leiden. Auch wenn krebserkrankte Kinder nicht gänzlich „unschuldig“ sind, wie es manchmal idealistisch tönt, schockt das eklatante Ungleichgewicht zwischen ihrer „Sünde“ in Anführungszeichen und ihrem Leid, so dass das Theodizeeproblem an solchen Krankenbetten zum Himmel schreit – wie bei Hiob. Wie an der Bahre des achtjährigen Martin Richard,

der in diesen Tagen in Boston zu Grabe getragen wird. Warum, Gott, dieser Junge? Da gibt es keine theologische Erklärung mehr. Hiob gibt sich mit den theologischen Oberflächlichkeiten seiner Freunde nicht weiter ab. Er gesteht sich ein, dass in vielen Fällen – wie dem seinen – Leiden sinnlos bleibt, absurd, und dass es zwecklos ist, wie die Freunde verzweifelt windschiefe Sinnkonstruktionen zu zimmern.

Und trotzdem – trotzdem klammert sich Hiob weiter an diesen Gott. Denn dieser Gott, so empfindet er es, nimmt ihn als unbequemen Gesprächspartner an. Hiob darf Gott in einem Rechtshandel anklagend herausfordern (Kap. 31), und er bekommt eine Antwort von diesem Gott. In seiner Entgegnung geht Gott jedoch nicht auf Hiobs Fragen ein. Sein Leiden bleibt weiterhin unerklärt. Stattdessen zeigt die machtvolle Gottesrede am Ende des Buches (Kap. 38-41) Gottes Souveränität über das All auf, so dass Hiob klein in sich geht und seine Ohnmacht anerkennt. Er wird gewahr, dass Gott nie ganz für Menschen durchschaubar sein wird (42,3). Sonst wäre dieser Gott kein souveräner Gott, nicht frei und unabhängig von engen menschlichen Erwartungshorizonten. Und doch hält dieser Allmächtige an Hiob fest – mit starkem Griff. Er offenbart sich ihm als sein „Herr“, zu dem Hiob gehört (38:1; 40,1.3.6; 42,1.7-12 etc; vgl. auch Ex 3) und an den er sich vertrauensvoll klammern kann – trotz der Sinnlosigkeit seiner Leiden. Gott wird ihn, den Anklagenden, den Unbequemen, ertragen, durchtragen und nicht fallen lassen. Sinn entsteht für Hiob nicht auf der rationalen Ebene irgendwelcher Erklärungen. Sinn entsteht für ihn auf der Ebene relationaler Wirklichkeit, auf der Gott spricht: „Fürchte dich nicht, ... ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! (Jes 43,1).

Wer sich wie unser Orden aktiv an die Ränder zu den Kranken, auch den Schwerkranken aufmacht, sucht Grenzsituationen menschlichen Lebens auf. Nicht nur medizinische, auch theologische, wie wir gerade erlebten beim Hineinhören in den Dialog Hiobs mit Gott. Sind wir für das Hineingezogenwerden in solche Grenzsituationen gewappnet? Auch geistlich? Es bedarf keiner theologischen Ausbildung. Es bedarf eines Herzens, das mitweinen kann, das sich Zeit nimmt, als Freund da zu sein, oftmals schweigend – weil der Druck der haltenden Hand mehr sagt als viele Worte. Das jüngst auch Oscar-prämierte Musical „Les Misérables“ endet mit dem Satz: „Einen anderen Menschen zu lieben, bedeutet, in das Antlitz Gottes zu schauen.“ Welch eine Chance! Amen

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Amen.